Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 4

Artikel: Zur elften Stunde [Fortsetzung]
Autor: Greyerz, Lina von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926262

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fuchs den Löwen und seinen Hofstaat, d. i. den Kaiser und die Großen des Reiches, prellt; ein andermal, wie er sogar frommtuend in der Mönchskutte den Hühnern predigt. Der große deutsche Dichter Goethe verschmähte es nicht, eine solche Tierfabel in ausgedehnter Weise zu bearbeiten, und der große Maler Kaulbach hat hiezu satyrisch-humoristische Illustrationen gemacht.

Noch heutzutage nennt man wohl einen listigen Menschen einen „Fuchs" und trägt den schlimmen Charakter Reineckes sogar auf Menschen über, welche die Natur mit roten — „fuchsroten" — Haaren begabt hat. „Fuchsige Haare", sagt ein Sprichwort, „und Ellernholz (Erlen) wachsen auf keinem guten Grund," und oftmals hört man von vielen Leuten ein Mißtrauen aussprechen gegenüber rothaarigen Personen mit den Worten: „Hütet euch vor den Gezeichneten!" was jedenfalls unrecht ist; denn wie sollten denn Haare und Charakter eines Menschen zusammenhängen? Aus gleichem Grunde lieben es die Maler, den Judas mit roten Haaren auf ihren Gemäldern zu kennzeichnen. Gemeine Leute betiteln einen pfiffigen Heuchler und Schmeichler auch mit „Fuchsschwanz".

Die gelblich-rote Farbe des Fuchspelzes gab Anlaß, Pferde und Hunde von solcher Farbe „Fuchse, Füchslein" zu nennen; „Goldfüchslein, Goldfuchsen", heißen auch die blanken Goldmünzen. „Fuchsien" sind allbekannte Blumen, welche ihren Namen ebenfalls ihrer roten Farbe verdanken, „Fuchsschwanz" aber ist ein Gras auf unsern Wiesen, welches an seiner Blütenähre viel dem buschigen Schwanze des Fuchses ähnelt.

Wenn dann Orte z. B. Fuchsmühl, Fuchshub benannt werden, so hat das weder mit dem Charakter noch mit einer sonstigen Eigenschaft des Fuchses etwas zu tun, sondern solche Namen sind einfach die Benennung einer Mühle oder Einöde, daren erster Besitzer oder Erbauer „Fuchs" geheißen hat, oder stammen von Ansiedlungen, welche in unwirtlichen Waldschluchten oder Felsentälern, „wo die Füchse sich gute Nacht sagen," entstanden und nach und nach zu Weilern und Dörfern anwuchsen.

Zur Unterhaltung

Zur elften Stunde. (Fortsetzung.)

Erzählung von Lina von Greyerz.

Alsdann schlenderte er durch das alte, schmutzige Städtchen nach der Gegend der Rhone-Brücke, bog aber vor derselben ab und fing nun auf der Seite des alten Schlosses zu steigen an. Was veranlaßte ihn hiezu? Nun, fern davon, seinen Vater aufzusuchen, wollte Franz seine Wanderfahrt fortsetzen und hatte beschlossen, die sogenannte „Feengrotte" zu besuchen. Unterwegs rastete er jedoch einen Augenblick unter einem mächtigen Nußbaum und besah sich die ungewöhnlich malerische Lage von St. Maurice. Der Ort liegt auf einem Dreieck Landes und wird von der einen Seite durch die Felswand, von der andern durch den Rhone-Fluß begrenzt. Da, wo unser junger Beschauer stand, sah er gleichsam den äußersten Zipfel dieses Dreiecks, das ganz schmal ausläuft. Hart treten die Berge an die Schienen der Bahn heran, die sich ihren Weg durch den Tunnel sucht; durch einen einzelnen Bogen verbindet die alte, hübsche, steinerne Brücke die Landstraße mit den Befestigungswerken und setzt sich auf der Bexer-Seite fort. Fernhin schimmerte auf der einen Seite das untere, auf der andern das obere Rhonetal. Aber Franz hatte Eile, weiter zu kommen. Nach etwa fünfundzwanzig Minuten stand er vor dem Eingang der Höhle und wollte hineingehen; aber ein Bursche bedeutete ihm, daß man ohne Eintrittskarte nicht Einlaß finden könne. Das gefiel nun dem Betroffenen wenig; aber er sah in der Tat eine zahlreiche Engländer-Familie, die sich zu 1 Fr. 20 Rp. das Stück ein volles Dutzend Karten im Einlaßhäuschen nebenbei löste. Die vielen jungen und schönen Töchter dieser Familie ließen sich auch Bilder und Photographien, Steine und Schmucksachen zur Auswahl vorlegen; sie schienen überhaupt sich erst „verkühlen" zu wollen, bevor sich „hoch aufgeschürzt" die ganze Karawane in den Berg bewegen wollte. Ein älterer Mann, ein Walliser, rüstete auf einer Bank vor dem kleinen Verkaufslokal die zahlreichen Petrol-Lampen, die in die dunkle Höhle mitgenommen werden sollten. Franz nahte sich pfiffig lächelnd dem Führer und flüsterte: „Landsmann, hab' keine Karte, und möchte doch auch in die Feen-Grotte; bin auch ein Walliser, Ihr könntet mich wohl

mitnehmen; darf ich einige dieser Lampen für die Engländer voran tragen?" „Das nicht, Bürschchen," gab der Anzünder zur Antwort, „ein Jeder muß wie ein Bergmann selbst sein Licht mitführen, aber du könntest voraus bis zum Teich traben und dort die Bretter zurecht legen, damit die englischen Misses nicht ihre feinen hellen Zeugstiefelchen beschmutzen; kannst dort die Laterne aufnehmen". Gesagt — getan, Franz warf im Scheiden noch einen Blick auf das Fußwerk der ihm zunächst stehenden Britin. In der Tat, die hellgelben halbhohen Schuhe mit den zierlichen Haken und Rosetten waren nicht für sumpfige Stellen eingerichtet. Unwillkürlich ließ der junge Blanc seinen Blick weiter aufwärts gleiten und sah, daß er die jüngste und zarteste der Reisenden vor sich hatte. War das ein Feenmägdlein oder ein Grafenkind? So fein, so durchsichtig blickte ihr blasses Gesichtchen mit den großen dunkelblauen Augen; und das blonde, gewellte Haar lag offen wie ein Mäntelchen um ihre Schultern. Unser Walliserjunge hatte nie so was gesehen. Sah sie doch den Dirnlein in Monthey so gar nicht ähnlich, paßte sie doch vielmehr zu einem schönen Madonnenbildchen, über dem Altar zu hängen. Sie nahm ihr schillerndes, helles Sommergewand, welches von lichtgelber sogenannter roher Seide war, mit ihren feinen Kinderhändchen zusammen und heftete einen lächelnden Blick auf die sie anstarrenden Augen unseres Freundes; dann wandte sie sich aber sogleich errötend weg, weil das „Anglotzen" des etwas schmutzigen Jungen ihr unbehaglich erschien. Nach allem erriet Franz, daß die Gesellschaft noch auf jemand wartete, und da er ja für die Damenfüße die Bretter zu legen hatte, so trollte er endlich in die Höhle ab. „Bück-dich und drück-dich" rief ihm der Führer noch zu.

Das tat denn auch anfangs unser Laternenträger, indem er bei sich dachte: Himmel! wie sind das vornehme Leute, diese Engländer! ach, wer so reich wäre und so schön herausgeputzt, und so sauber. Ich will es auch einmal so gut haben! koste es was es wolle . . . um jeden Preis. Er trug seinen Kopf ordentlich höher in dem Gedanken, aber . . . paff! stieß sein dicker, krausharariger Schädel an. „Hochmut kommt vor dem Fall!" mußte er doch denken, indem er strauchelte. „Aber heute sollte ich doch noch wenigstens einen Anfang zu meinem zukünftigen Reichtum machen!" So vereinigte sich sein „Denken" immerhin wieder auf derselben alten Idee von „Zusammenraffen". Natürlich gab er solchermaßen kaum acht auf den interessanten Gang, den er machte. Eine lange, natürliche Höhle wand sich aufwärts steigend, wenigstens 20 Minuten in Anspruch nehmend, in den Berg hinein. Der Boden war hier trocken, weil weiter oben kleine Abzugsgraben für das Wasser gelegt worden waren; doch die Wände glänzten feucht; meist etwa 5—6 Fuß hoch, wurden sie doch von Zeit zu Zeit allerdings so niedrig, daß man sich bücken mußte.

Franz war sehr erhitzt eingetreten, und die Höhlenluft war kühl; er hatte zwar seinen tüchenen Sontagskittel übergeworfen, aber den Hut wegen des „Anstoßens an der Decke" draußen gelassen. So wurde ihm etwas sturm und wirblig zu Mute, wahrscheinlich auch, weil er vorhin mit bloßer Stirn so hart angerannt war. Kaum vermochte er empor zu schauen und zu bemerken, wie sich der Gang hoch und höher auftat und eine Spitzbogen-Wölbung bekam, wie eine kleine Kapelle: Ei, da oben würde das englische Jungfräulein wunderschön hängen, dachte unser einsamer Wanderer, in einem braunen, geschnitzten Rahmen, mit den güldenen Haaren und dem güldenen Kleidchen: in der Hand hielte es viel güldene . . . Horch! welch' ein Geräusch ertönt: Ist die Glashütte von Monthey hieher verpflanzt worden? Oder ist es eine unterirdische Schmiede, darin Zyklopen hämmern! Deutlich hört Franz die Schläge eines Hammers auf den Ambos, sein Herz pocht mit, seine Ohren sausen; er ist ein bissel abergläubisch wie alle Walliserkinder. Er denkt: Das sind die Gnomen und Bergmännlein im Innern der Erde, sie hämmern und feilen bei ihren Schätzen; ach, wenn sie mir doch einen Klumpen Goldes schenkten oder einen köstlichen Edelstein! Jetzt muß er sich wieder bücken, dichte Finsternis umfängt ihn. Hie und da blinkt eine Tropfstein-Gruppe im Laternenlicht, hie und da glitzert ein Wässerchen nebenan im Abzugsgräblein. Es gruselt ihm ein wenig; ihn dünkt, jener böse Geselle, der Savoyarden-Jüngling, sei hinter ihm und hänge sich, ein gespenstiger Schatten, wie Blei an seine Schultern. Er glaubt dessen Stimme zu vernehmen, die ihm zuraunt: „Nimm was du kannst; laß kein Vögelchen ungerupft vorbeigehen!" Jenes Geräusch von vorhin wird jetzt deutlicher, Franz steht mit kaltem Schweiß übergossen, sein junges Herz ist feige und bangt. Da sieht er plötzlich, daß ein kleines Blechgefäß auf halber Höhe der Mauer angebracht ist, schaut einen glänzenden Tropfstein-Spalt und merkt, daß große, schwere

Wassertropfen in die Blechschale fallen. Ihm wird erleichtert und doch enttäuscht ums Herz: Ha, ha! Sind das die Diamanten der Bergmännlein? Natürlich, das Echo gibt das wiederhallende Geräusch wieder und verdoppelt, verzehnfacht so den Schall; das war die Schmiede der Zyklopen, o über die Täuschung! Jetzt steht aber der junge Held wie Herkules am Scheidewege; denn hier teilt sich die Höhle in zwei Arme, welchen wählen? Franz weiß wohl, daß er Handreichung tun soll hinten beim Wasserfall, er hört ein fernes Tosen und Rauschen, aber sein ungeübtes Ohr vermag nicht zu unterscheiden, ob dieses von rechts oder links kommt. So schaut er die Wölbung der Höhle an, sie kommt ihm ungleich vor: nach rechts, mehr als ob sie künstlich in den Stein gehauen wär; nach links, als ob sie gleichmäßig fortführe wie vordem; das muß also wohl der rechte Weg sein, obwohl er stark bergan schreitet. Franz geht nach links. Eine Weile führt ihn der Pfad auch gut fort, obwohl es ihm scheint, daß er weniger begangen, weniger gepflegt sei; dann wird es so still — so totenstill. Das Tosen des Wasserfalls ist verhallt, kein Hämmern der Gnomen mehr, kein Sickern der Wasser über Gestein, das es wie Marmor ausgewaschen hat; ihm wird so eigen, so gedrückt zu Mut. Ach, wäre er doch jetzt in der sonnigen Rebhalde bei Latour und säße in den Lorbeerzweigen und bräche die Blätter, den blauen Himmel über sich mit der lieben Gottessonne. Sein kleines Licht in der Laterne flackerte und stob hin und her, jetzt löschte es aus. Weshalb? war doch genugsam Oel hinzugegossen worden, an Nahrung hatte es also nicht gefehlt; wahr! aber die Luft wurde so schlecht, daß es nicht mehr empor streben konnte, sondern verlosch. Franz fühlte auch jetzt an seinem Odem, daß die Atmosphäre eine durchaus verdorbene wurde; und wäre er ein Gelehrter gewesen, so hätte er erraten müssen, daß es an einem Hauptbestandteil derselben, an Sauerstoff, zu fehlen anfing. Es war dies im Grunde nur natürlich; denn unser Junge war in die unrichtige Höhle geraten, die mit einer Sackgasse endete und daher eine äußerst schlechte Luft hatte, so schlecht, daß man nicht bis ans Ende vordringen konnte.

Er lief ratlos einige Schritte weit wieder zurück, versuchte den glimmenden Funken wieder anzublasen, suchte in seinen Taschen nach Zündhölzchen und fand keine und ließ sich endlich, eine wilde Verwünschung ausstoßend, auf einen Fels am Wegesrand nieder. Ermattet lehnte er da, die Lider fielen ihm schwer über die Augen, ihm war überaus übel zu Sinne, er schlief, er träumte kurz, unbehaglich; sein Traum aber war lebhaft wie mit Händen zu greifen. Träume sind Schäume! sagt das Sprichwort und hat gewiß Recht. Träume, sagen die „Denker" von heutzutage, sind Eindrücke, die wir des Tages über empfangen haben, Gedanken, die wir nicht Zeit hatten, auszudenken; und die sich nun „bunt" ausgeschmückt vor unserer Einbildung bewegen. Es mag etwas Wahres hieran sein, deshalb werdet Ihr kaum erstaunt sein, wenn unser Schläfer von seinem „Grafen-Fräulein", wie er die Miß nannte, und von dem Savoyarden träumte. Beide wollten ihn mit sich führen, der Weg zur Erstern war mit Glasperlen besäet, derjenige zum Zweiten mit hellblanken Goldklumpen. Und obgleich das feine Jungfräulein im güldenen Gewande als eine Himmelskönigin erschien und ihn aufwärts wie fliegend zu den Wolken ziehen wollte, so folgte er doch dem leichtfertig lachenden Savoyarden über den Goldpfad, der zu einem Abgrund führte. Er schauderte zwar vor diesem zurück und schrie, denn ein gewaltiges Tosen wie eines mächtigen Wasserfalls erfüllte die Luft! aber er fiel doch tief und tiefer, bis er mit einem schweren Seufzer und dem Gedanken erwachte: „Ach, es ist doch alles nur ein Traum?" Er hatte aber vorhin wirklich und wahrhaftig geschrien, Lärm wurde um ihn laut, dann flackerten zahlreiche Lampen um ihn; die englische Gesellschaft war in der „Feengrotte", man hatte beim Wasserfall seine Bretter und seine Person nicht gefunden; der Führer erinnerte sich des Seitenarms der Höhle und so rief und fand man zuletzt den Schlaftrunkenen. Nun bekam er gar noch Schelte wegen seiner Saumseligkeit und fort ging es den andern Seitenarm entlang bis zu dem kleinen See, in welchen der Wasserfall stürzt. Franz hatte doch recht gesehen: Dieser Gang ist künstlich in den Stein gehauen worden, weil man das Rauschen hörte und eines viel versprechenden Naturschauspiels wegen den Weg dazu bahnte; aber gerade weil er künstlich ist, hätte unser „Vortraber mit der Laterne" denken sollen, derselbe sei zu einem besonderen Zwecke angelegt worden, also der richtige. Durch solche Schlüsse, die man Kombinationen nennt, kann man im Leben oft vieles zusammenstellen, merken und erraten, vorausgesetzt, daß man sie mit Verstand, Klarheit und Nüchternheit ziehe. (Fortsetzung folgt.)